

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 87 (2000)
Heft: 7-8: Erziehungszeit

Artikel: Zeit für gute Kinder
Autor: Hungerland, Beatrice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-529873>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zeit für gute Kinder

Der Zeit, welche Eltern und Kind gemeinsam verbringen, wird in Erziehungsberatern eine grosse Bedeutung zugeschrieben. Es lassen sich in einem Rückblick auf die letzten fünfzig Jahre verschiedene Muster elterlicher Zeitinvestitionen unterscheiden, doch folgen diese – so die These der Autorin – alle derselben Logik.

Entstehung elterlicher Erziehungszeit

In vorindustrieller Zeit wurde der Erziehung der Kinder wenig Zeit gewidmet.

In vorindustrieller Zeit wurde der Erziehung der Kinder allgemein wenig elterliche Zeit gewidmet. Die Kinder liefen nebenher, und wenn sie angeleitet wurden, dann nicht unbedingt von den leiblichen Eltern, sondern von anderen in der häuslichen Gemeinschaft lebenden Erwachsenen wie Verwandtschaft oder Gesinde. Dies geschah nicht, weil man das Kind als «zu sozialisierendes» betrachtete, sondern weil es die ökonomische Gemeinschaft entlastete, wenn es selbst Aufgaben übernehmen konnte. Die Zeit, die man sich nahm, um kleine Kinder zu «hätscheln», diente vor allem dem Vergnügen der Erwachsenen.

Die aufkommende Industrialisierung, die Entstehung des bürgerlichen Familienideals sowie die Erfindung der Pädagogik waren drei miteinander verbundene, historisch etwa zusammenfallende Elemente, die dazu führten, dass den Kindern vermehrte elterliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der Grund für diese Aufmerksamkeit war jedoch nicht die Freude für das Kind, an dem Kind oder mit dem Kind, sondern die Entdeckung der Kindheit als einem Lebensabschnitt, in dem sich Menschen gezielt formen lassen. Dass man Kinder als solche überhaupt wahrnahm, ist untrennbar mit der Geschichte des Zeitbewusstseins verbunden, da Kindheit selbst ein zeitlich bestimmtes Geschehen ist. Das Bewußtsein, dass Zeit etwas ist, das man sparen oder auch verschwenden kann, wurde mit Beginn des Industriealters Voraussetzung für die Zeitdisziplinierung.

Die bürgerliche Familie unterschied sich von historisch früheren Familienformen dadurch, dass das Erreichen der sozialen Position des Bürgertums auf den eigenen wirtschaftlichen oder intellektuellen Leistungen des Individuums basierte. Die Grundlage für eine solche Qualifikation bildete eine sorgfältige und gezielte Sozialisation. Anders als der Adel vertraute das Bürgertum die Erziehung nicht allein dem Personal an, sondern die Eltern nahmen sich selbst die Zeit für die Aufzucht der Kinder. Mit dem durch die Industrialisierung forcierten Auseinanderfallen von Privatsphäre und Erwerbssphäre entstand der familiäre Binnenraum als Gegenentwurf zu der von Rationalität und Konkurrenz geprägten Welt der (Erwerbs-)Arbeit und der Ökonomie. In diesem abgeschotteten Raum sollten die Bedingungen für eine weitgehend von äusseren Störungen geschützte, kontrollierte Sozialisation geschaffen

werden. Zuständig für die neue Familienarbeit wurde die Mutter, die gleichzeitig von der Erwerbsarbeit freigesetzt wurde. Statt in ökonomische Arbeit sollte sie nun ihre Zeit in die zielgerichtete Erziehung der Kinder investieren, die wiederum vom Vater überwacht wurde.

Die Möglichkeit und Notwendigkeit der Sozialisation wurde allerdings nicht allein den Müttern überlassen. Diese nun als wichtig angesehene Aufgabe wurde von Experten der Kinderheilkunde, der Pädagogik und später der Entwicklungspsychologie, unterstützt, welche die Eltern, vornehmlich die Mütter, in der richtigen Kinderaufzucht unterwiesen. Gleichzeitig bot sich den Frauen durch die Verwissenschaftlichung des Umgangs mit dem Kind scheinbar die Möglichkeit, in der Kinder- aufzucht einen Raum zur Entfaltung eigener kompetenter Leistung und gesellschaftlich wichtiger Arbeit zu schaffen.

Ihrem Entwurf als «Liebe», als «Nichtarbeit» entsprechend sollte die Zeitlogik, unter der die Erziehungsarbeit stattfand, der Logik der Erwerbsarbeit diametral entgegengesetzt sein. In Anlehnung an Rousseau sollte die Erziehungsarbeit nicht zeitökonomischen Prinzipien unterliegen, sondern eher darauf angelegt sein, Zeit mit dem Kind zu verlieren als Zeit zu gewinnen. Der verschwenderische Umgang mit Zeit galt als kindgemäß, eine entsprechende Zeitverwendung der Eltern den Bedürfnissen des Kindes angemessen. Allerdings ist diese Logik elterlichen Zeiteinsatzes nur scheinbar frei von utilitaristischen Erwägungen: Durch ein Aufwachsen ohne äussere Zeitzwänge versprach man sich den grössten Nutzen für den heranwachsenden Menschen.

Der verschwenderische Umgang mit Zeit galt als kindgemäß.

Auf der anderen Seite stand die Mutter immer in dem Dilemma, im Alltag den häuslichen Bereich mit einem grossen Teil anderer Aufgaben als den der Kindererziehung bewältigen zu müssen, so dass sich der Anspruch des Zeiteinsatzes für das Kind ohne Zeitkontrolle oder Zeitdisziplin stets nur teilweise einlösen liess. Zudem waren die gezielte Entwicklung von Zeitbewusstsein und Pünktlichkeit wesentliche Bestandteile der kindlichen Sozialisation, da sie die Voraussetzung für die spätere Eingliederung in Arbeitsbedingungen unter industrieller Zeitlogik bildeten. Auch zur Einpassung in die Schule war die frühzeitige Internalisierung der symbolischen und ordnenden Funktion von Zeit wichtig.

Elterlicher Zeiteinsatz in der Gegenwart

Bis heute haben sich die wesentlichen Charakteristika elterlicher Zeitinvestitionen des bürgerlichen Leitbildes erhalten bzw. durch die fortschreitende Verwissenschaftlichung des Sozialisationsprozesses verstärkt. Beziehungen zwischen Menschen werden durch die miteinander oder füreinander verbrachte Zeit definiert. In der gemeinsamen Zeit soll die Bindung zwischen Eltern und dem Kind geschaffen werden, der für die Entwicklung des Kindes eine besondere Wichtigkeit beigemessen wird.

Zeit wurde zu einer Ressource, die unter Effizienzgesichtspunkten bewirtschaftet werden soll.

Ein solcher Zeiteinsatz gilt als Liebe. Diese Liebe ist aber keine passionierte oder leidenschaftliche Liebe, sondern – gemäss ihrem Auftrag und ihrer Zielsetzung – eine sehr verantwortungsbewusste, kontrollierte, rationale Liebe, die zwar emotional ist und auch sein soll, dies aber immer in Hinblick auf das angestrebte Sozialisationsziel. Seit Beginn der pädagogischen Bemühungen um das Kind ist es eine unhinterfragte Annahme, dass das Kind ein Produkt sei. Ein Kind ist oder wird nicht einfach, es muss erzogen werden und elterlicher Zeiteinsatz ist ein unersetzlicher Faktor zum Gelingen des Kindes.

Eine solche Vorstellung impliziert aber einen produktiven Charakter der Zeit der Eltern. Ökonomistisch ausgedrückt kann elterliche Erziehung als gezieltes, geplantes und bewusstes Einsetzen der Ressource Zeit für das Kind verstanden werden. Zeit wurde zu einer Ressource, die unter Effizienzgesichtspunkten bewirtschaftet werden soll, seit abstrakte Zeit als Massstab abstrakter Arbeit mit Hilfe der Uhr kalkulierbar wurde. Seither muss Zeit als ökonomische Grösse (neben Geld) und damit als Massstab zur Wertbestimmung von Gütern und Produkten angesehen werden. Der Produktionscharakter der Familie, der Produktcharakter des Kindes wird jedoch verschleiert, indem «Liebe» als etwas anderes, ja sogar dezidiert als Gegenentwurf zur rationalen «Fertigung» bzw. einer rationalen Beziehung gehandelt wird. Allein die Mystifizierung der Herstellung dieser Beziehung ermöglicht die fortwährende Praktizierung und Übernahme von Verantwortung für das Kind seitens der Eltern in einer Welt, die vom Prinzip der Zeitökonomie durchdrungen ist.

Im Zeitbewusstsein und der Zeiterfahrung der Menschen bilden sich ökonomische Mechanismen ab, umgekehrt wirken gesellschaftlich herrschende Zeitnormen – als Katalysator oder Hemmnis – auf die Ökonomie zurück. Der Nutzungsimperativ für Zeit im Kapitalismus heisst, dass Zeit nicht verschwendet werden darf. Dieses Zeitprinzip wird als Erfahrung und Norm vermittelt und beschränkt sich nicht auf den Bereich der Erwerbsarbeit, sondern prägt als «kultureller Imperativ» auch das Alltagsleben, bis hinein in die Bereiche, die idealisierterweise als frei von rationalem Kalkül gelten.

Variationen elterlicher Zeitinvestition

Auch wenn hier die These vertreten werden soll, dass jede elterliche Zeitinvestition für das Kind eine zielgerichtete und also rational produktive ist, können Art und Weise des Umgangs mit der Zeit für das Kind variieren. Qualitativ wie auch quantitativ kann sich der Zeitnutzungsimperativ in mehreren Dimensionen unterscheiden: hinsichtlich der Menge der Zeit, wer diese Zeit investieren soll, was wann getan werden soll. Meine Analyse von Elternratgebern, die im deutschen Sprachraum seit Ende des 2. Weltkriegs erschienen sind, lässt drei grundlegend unterschiedliche Muster in den Vorgaben für elterliches Zeitmanagement erkennen, die jeweils in einem historisch bestimmbaren Zeitabschnitt ihre Hauptgültigkeit hatten.

Die Vollzeitmutter mit Stundenplan

In den 50-er- und 60-er-Jahren dominierten Ratgeber, die ein relativ starres Curriculum für Mutter und Kind aufstellten. Sie wandten sich fast ausschliesslich an die Mutter, die nach traditioneller bürgerlicher Familienkonzeption weitgehend allein und möglichst vollzeit für Heim und Kinder zuständig war, während der Vater einer vollzeitigen ausserhäusigen Erwerbsarbeit nachging. Die Regelmässigkeit des Tageslaufs hat eine zweiseitige Auswirkung für die Mutter. Zum einen wurde sie so nach explizierten Expertenvorgaben diszipliniert. Zum anderen verhalf ein solches Zeitkonzept, das an die Zeitlogik der Erwerbsarbeit angelehnt war, der Mutter aber auch zur Bewältigung der verschiedenen Aufgaben der alltäglichen Familienarbeit, die neben dem Zeitaufwand für die Pflege und Erziehung der Kinder (von denen es meist eine grössere Anzahl gab und auch geben sollte) noch weitgehend ohne maschinelle Hilfe sowie ohne Dienstbotenunterstützung geleistet werden musste.

«*Es ist (...) auf alle Fälle gut, sich einen festen Tagesplan zu machen, und ihn auch einzuhalten. Vielerlei Anforderungen stellt der Tag an die junge Mutter. Durch geschickte Zeiteinteilung kann sie allem gerecht werden und ab und zu noch ein Stündchen für die eigene Erholung finden ...»*

Regelmässigkeit galt als wichtigste soziale Tugend, die bereits im frühssten Kindesalter erlernt werden musste. Das Lernen der Zeitwahrnehmung als Ordnungsfunktion war für das Kind elementar. Indem sie als natürliches Bedürfnis des Kindes definiert wurde, wurde sie als unantastbar begründet und festgeschrieben. Zeitliche Ordnung galt als Ordnung schlechthin, die das Kind brauchte, um sich in der Welt überhaupt zurechtzufinden:

«*In den Rhythmen Tag und Nacht und Sommer und Winter erscheint die kosmische Ordnung. Sonne, Mond und Sterne sind die sichere Gewissheit einer Ur-Ordnung. Diese Ur-Ordnung gibt dem Menschen, ohne dass er sich dessen bewusst wird, Vertrauen und Geborgenheit. Von dieser Ur-Ordnung scheinen alle anderen Ordnungen auszugehen. (...) Vom Partner Nr. 1, der Mutter, geht diese Ordnung aus. (...) Ohne diese gleichmässige rhythmische Ordnung von Nahrungsaufnahme, Schlaf und Körperpflege verwahrlöst das Kind von vorneherein.»*

Das Kind lernte diese Ordnung durch festgesetzte Still- bzw. Fütterungszeiten, Spielzeiten, Ruhezeiten sowie eine konsequent durchzuhaltende Nachtruhe:

«*Zu einer erfolgreichen Erziehung im Säuglingsalter gehört in erster Linie ein zeitlich streng geregelter Tageslauf. Das Neugeborene schläft meist 3–4 Stunden hintereinander und in diesen Abständen soll das Kind versorgt, d.h. trockengelegt und gefüttert werden, mit Ausnahme der Nacht, wo die Pause 8 Stunden betragen soll. Wird diese Ordnung nicht vom ersten Lebenstage streng eingehalten, so gelingt es nur schwer, den Säugling späterhin noch an Regelmässigkeit zu gewöhnen. Im 5.–6. Lebensmonat kann es schon völlig unerzogene Kinder geben, die sich kei-*

Regelmässigkeit galt als wichtigste soziale Tugend.

nem Zwang mehr fügen wollen und mit ihrem immerwährenden Geschrei die Mutter und die ganze Umgebung zur Verzweiflung bringen.»

Die bereits in den Säugling investierte Bemühung um zeitliche Ordnung sollte im späteren Leben fortgeführt werden. Festgelegte Zeiten für bestimmte Tätigkeiten zu beachten, galt als wichtige Erziehungsregel, die die Eltern entschlossen durchzusetzen hatten und mit deren Hilfe sie das Kind disziplinieren konnten und sollten:

«Ursula (auf dem Spielplatz): «Ich bin gerne hier. Ich gehe jetzt nicht nach Hause. Ich bleibe noch eine Stunde länger.» (...) Der Vater hätte zum Beispiel sagen können: «Ich sehe, dass es dir hier gefällt. Ich nehme an, dass du gerne länger bleiben würdest, am liebsten zehn Stunden lang. Aber für heute ist die Zeit abgelaufen. Jetzt müssen wir gehen.» Wenn Ursula noch ein oder zwei Minuten lang darauf beharrt, so kann der Vater sie bei der Hand nehmen und sie vom Spielplatz wegführen.»

In den Tagesplan integriert waren feste Zeiten für gemeinsame Spielstündchen. Dabei finden sich Anklänge an die pädagogische Logik des Zeitverlustes, die innerhalb dieser festgelegten Zeiten beachtet werden sollte. Aber gerade die scheinbare zweckfreie Spielzeit hatte eine starke Zielorientierung:

«Aber wir lassen die Kinder nicht nur spielen, nein wir spielen, so oft es uns möglich ist, mit ihnen. Nicht nur um ihre Wünsche zu leiten und den unseren anzupassen. Wir müssen auf das kindliche Spiel eingehen. Ist das Kind fünf Jahre alt, spielen wir mit ihm, als wären wir auch fünf. Ist es acht, fühlen wir uns auch so. Lassen wir den Gefühlen der Kinder freien Lauf! (...) Nach und nach werden Sie entdecken, dass wir keine Zeit verlieren, wenn wir Mutter sind. Das Spiel des Kindes, wenn wir mit ihm spielen, enthält einen Hauptteil der Erziehung. Jener Erziehung, die uns Müttern heiligste Pflicht ist.»

Das Kind hatte die Mutter rund um die Uhr in seiner Nähe.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das Kind die Mutter rund um die Uhr in seiner Nähe hatte, sie stand jedoch nur zu bestimmten Zeiten zu seiner Verfügung. Es galt als sein Bedürfnis und zu seinem Besten, Regelmässigkeit zu lernen. Dazu gehörte auch, dass man es nicht zu sehr verwöhnte, auch nicht mit Zeitgaben. «Geplante» elterliche Zeitinvestition sollte das Kind nahtlos in eine zeitökonomisch organisierte und zeitdisziplinierte Gesellschaft einführen, die dadurch reproduziert wurde.

Das Kind als Zeitbestimmer

In den 70-er- und 80-er-Jahren zeigte sich eine Umorientierung in den Vorgaben an elterliches Zeitmanagement, die man als Paradigmenwechsel bezeichnen kann. Die aus dem angelsächsischen Raum kommenden Vorstellungen von freier, nichtautoritärer Erziehung finden sich nun mit zeitlicher Verzögerung auch in deutschsprachigen Erziehungsberatern. Wichtigstes Charakteristikum war die Abkehr von einer starken vorgegebenen Zeiteinteilung. Statt dessen sollte das Kind nach seinen eigenen Bedürfnissen die Zeit der Eltern in Anspruch nehmen dürfen.

«An unseren fünf Mädchen fanden wir bestätigt, dass Kinder, die man sich selbst überlässt, ganz von allein soviel essen, trinken, schlafen, lieben, lernen oder spielen, wie es für sie notwendig und vernünftig ist.»

Nichtindustrialisierte Kulturen wurden als Vorbilder für eine nicht-ökonomische Zeitverwendung vorgestellt.

«Bei den Yequana ist die Haltung der Mutter bzw. Pflegeperson eines Babies entspannt. (...) Sie initiiert die Kontakte nicht, noch trägt sie – außer auf passive Art – zu ihnen bei. Das Baby selbst sucht sie auf und zeigt ihr durch sein Verhalten, was es will. Seine Wünsche erfüllt sie vollständig und bereitwillig, aber sie fügt nichts hinzu. In ihrem gesamten Verkehr ist es der aktive, sie der passive Teil ...»

Während zuvor die Erziehung zur Regelmässigkeit als unabdingbarer Bestandteil kindlicher Sozialisation gegolten hatte, wurde sie jetzt als unzulässige herrschaftliche Einflussnahme auf das Kind abgelehnt. Im Gegenteil, von dem von Zeitvorgaben noch unberührten Baby sollten die Erwachsenen lernen können:

«Erwachsene mit einem Neugeborenen werden ein ums andre Mal erleben, dass es ihre Pläne durchkreuzt. Obwohl das, was unplanmäßig dann geschieht, schöner sein könnte als das Geplante, sind die Erwachsenen unzufrieden, denn die Erfüllung eines Plans begeistert sie. Auch dann, wenn das, was sie dafür tun müssen, unangenehm ist. Dem Götzen Plan (Stundenplan, Terminplan, Fahrplan, Dienstplan) opfern wir tage- und nächtelang, ohne es überhaupt zu merken. (...) Wir opfern ihm das Hier und Jetzt. Darin aber lebt ein Baby ganz und gar. (Moral: Verzichten Sie unbedingt auf die Aufstellung eines Tagesplans für den Alltag mit dem Kind.)»

Während zuvor die Abweichung von der zeitlichen Ordnung als gefährliche Erziehungssünde galt, die zu pathologischen Auswüchsen bei dem Kind führen konnte, verkehrte sich dies nun ins Gegenteil – zu starre Zeiteinteilung gefährdete das Kind, weil es dessen Bedürfnissen nicht Rechnung trug. Die Autonomie des Kindes betraf nicht nur den Tagesablauf des Babies, sie erstreckte sich auf seine ganze Entwicklung. Die Experten definierten Kinder mit Ansprüchen höchster Priorität, denen die Eltern 24 Stunden am Tag Rechnung zu tragen hatten:

«Als Penny zweieinhalb Jahre alt war, hatte sie den Wunsch, nach etwa acht Stunden Schlaf zwei bis drei Stunden lang zu spielen. Diese Spielzeit lag morgens zwischen drei und sieben Uhr, und alle unsere Versuche, sie wieder zum Schlafen zu bringen, scheiterten. (...) Ich nahm sie dann nach unten und liess sie spielen, während ich dabei strickte oder nähte, manchmal sogar bügelte, einen Kuchen backte oder schrieb.»

Zu starre Zeiteinteilung gefährdete das Kind.

Dieser Anspruch machte eine Abkehr von zeitökonomischen Prinzipien nötig und gab statt dessen der Logik des «Zeitverlustes» der Pädagogik den absoluten Vorrang.

«Manch einer könnte einwenden, dass ja doch niemand die Zeit habe, ein Kind stundenlang auf dem Arm herumzutragen. Aber einerseits, wieviele Dinge sind denn wichtiger als ein zufriedenes Kind?»

Der Zeiteinsatz der Eltern, der jederzeit abrufbar und zeitlich unbegrenzt sein sollte, galt als direkte Liebesgabe, die aber eine ganz klare Zielorientierung hatte:

«Ein Kind zärtlich im Arm zu halten, erzeugt einen Strom der Liebe, der dem Kind wie dem Erwachsenen gleichermassen Freude bereitet. Dieser Strom der Liebe ist nicht sinnbildlich, sondern real gemeint. Wenn ein Kind (...) weder Zärtlichkeit noch Liebe spürt, werden sich nach einiger Zeit die Folgen zeigen.»

Die Ratgeber sprachen zunehmend beide Eltern an und schrieben die Verantwortlichkeit für die familiale Sozialisation jetzt nicht mehr vorrangig der Mutter zu. Dies lag zum einen daran, dass die Zeitbedürfnisse des Kindes als so umfangreich definiert wurden, dass sie ein Mensch alleine kaum erfüllen konnte, zudem wurde die Wichtigkeit spezifisch väterlicher Zeitinvestitionen für das Kind entdeckt und proklamiert.

Ziel war die Schaffung einer besseren Gesellschaft.

Ziel der ganzen Bemühungen war die Schaffung einer besseren Gesellschaft durch die Schaffung besserer Menschen – seit jeher ein fundamentales Anliegen der Pädagogik. Die neuen Menschen sollten nicht in bestehende gesellschaftliche (Zeit-)Ordnungen eingepasst werden, sondern selbst fähig und in der Lage sein, sich selbst mit einer komplexen Wirklichkeit kreativ und schöpferisch auseinanderzusetzen und sie zu erneuern:

«Die entsetzliche Verwirrung der Gesellschaft und ihre Unfähigkeit zu differenzieren zeigen uns deutlich, dass man sich auf Traditionen nicht verlassen kann. Unser Ziel sind erwachsene Menschen, die von christlicher Liebe, von wissenschaftlichem Humanismus nicht nur reden, sondern die Neigung und die Fähigkeit besitzen, ein ausgefülltes und vernünftiges Leben zu führen.»

So diente der intensive elterliche Zeiteinsatz nicht in erster Linie der Unterordnung unter die individuelle sofortige und umfassende Bedürfnisbefriedigung des Kindes. Erwartet wurde im Gegenteil, dass diese neuen Menschen durch möglichst wenig Entbehrungen ihre Fähigkeit zur Erkennung eigener «wirklicher» Bedürfnisse erhalten könnten und dadurch später eben kein an egoistischen Motiven orientiertes, sondern ein «vernünftiges» Leben führen würden.

Qualität statt Quantität

Der Preis für die Herstellung der neuen Menschen war hoch, denn sie ging zu Lasten der individuell selbstbestimmbar Lebenszeit der Eltern, v.a. der Mutter, denn sie war es meist, die letztlich immer noch für die Zeitinvestitionen in das Kind die Hauptsorge tragen musste. In den 90-er-Jahren mussten die Mütter erkennen, dass sich ihre eigenen Vorstellungen vom Leben ohne Abhängigkeit vom ernährenden Ehemann, aber mit gesellschaftlicher Anerkennung und Selbstverwirklichung im Beruf sowie Nischen «eigener» Zeit nicht vereinbaren liessen mit den Zeitvorgaben, die weitgehend an eine Vollzeitmutter adressiert waren.

Da sich die Vorstellungen von Egalisierung des Geschlechterverhältnisses auf gesamtgesellschaftlicher Ebene nicht dadurch realisieren liessen, dass die Väter ihren Anteil an der Familienarbeit übernahmen, wurde nun das «outsourcing» eines Teils der Betreuungsarbeit möglich. Bestimmte Verantwortung für das Kind konnte nun zu bestimmten Zeiten an fremde Menschen und Institutionen übergeben werden, eine Massnahme, die auch erzieherisch begründet werden konnte. Die Mutter, die im Beruf Anerkennung und dadurch emotionale Zufriedenheit erlangt, galt jetzt als besser für das Kind als eine, die darunter leidet, auf Haus und Kind reduziert zu sein:

«Ein Kind macht stark, was die Eltern stark macht. Wenn Vater und Mutter mit ihrem Job klarkommen, die Kombination «Beruf und Kind» als Herausforderung nehmen, die sie zur Entfaltung ihrer schlummernden Talente und ihrer Kreativität animiert, dann wird auch das Kind von dieser positiven Atmosphäre mitgetragen. Es fühlt sich so stark wie seine Eltern – und verkraftet damit auch das vorübergehende Getrenntsein von ihnen.»

Die Eltern wurden zu gezielten «Verwaltern» ihrer Zeit und der ihrer Kinder. Die Zeit, die das Kind in nichtelterlicher Obhut verbringt, soll nicht eine Notlösung, sondern im Gegenteil, eine möglichst gute Investition sein.

«Auch wenn Mama und Papa die wichtigsten Menschen für das Kind sein sollten – es ist gut für den Nachwuchs, auch andere Bezugspersonen zu haben und sich mal ohne die schützenden Hände der Eltern durchzusetzen. ...auch Psychologen und Soziologen warnen immer häufiger vor diesen alles verschlingenden Eltern, deren altruistische Überfürsorge schnell in Leistungsdruck ausarten kann. Genau das ist nämlich die Kehrseite der sich selbst vergessenden Nur-Noch-Eltern.»

Die Zeit, die das Kind in fremder Obhut verbrachte, sollte der Akkumulation sozialen und kulturellen Kapitals dienen. Das Kind sollte die Möglichkeit bekommen, woanders besser und andere Dinge zu lernen als allein zuhause bei der Mutter. Der nichtelterliche Zeiteinsatz sollte also der optimalen Entwicklung des Kindes dienen. Ganz nebenbei lernte das Kind dadurch, verschiedene Anforderungen und Bedürfnisse zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten befriedigt zu bekommen. Allerdings ist das Outsourcing nur bis zu einem gewissen Grad möglich. Denn nach wie vor wird der gemeinsamen Zeit von Eltern und Kind eine ganz spezielle Qualität für die Bindung zugesprochen, die als besonders wichtig für die Entwicklung der Kinder gilt:

«Wenn Sie sich dem Kind zu bestimmten Tageszeiten widmen, werden Sie ihm innerhalb weniger Stunden näher stehen als Ganztagsmütter. Zum Beispiel holen wir die Kinder jeden Morgen, auch wenn ein Kindermädchen im Haus schläft, zu uns, ziehen sie an, frühstückt gemeinsam. (...) Und vor dem Schlafengehen ist eine sakrosankte halbe Stunde eingeplant. Da konzentrieren wir uns voll und ganz auf die Nachkommenschaft, sehen nicht fern, bauen Duplo-Schlösser und schaukeln Babies auf den Knien. Diese Schlüsselmomente morgens und abends wiegen viel

Der nichtelterliche Zeiteinsatz sollte der optimalen Entwicklung des Kindes dienen.

schwerer als die dreifache Zeit, die geistesabwesende Mütter tagsüber mit den Kindern verbringen.»

«Quality time» heisst diese Zeit, die Eltern ausschliesslich ihren Kindern widmen sollen und die als intensive und gerichtete Zeitinvestition konzipiert ist. Obwohl als Gegenentwurf gedacht, entspricht die Quality time aber genau der Effizienzlogik der Arbeitszeit, denn sie muss in den Tagesablauf eingeplant und als wichtiger Termin wahrgenommen werden. Sie kann als logisches Gegenstück zum «Outsourcing» angesehen werden, denn sie soll die vergebene Zeit kompensieren. In kürzerer Zeit soll dasselbe Ziel erreicht werden, das man vorher mit ungerichteter Anwesenheitszeit erzielte. Das Gesamtprodukt aus als wertvoll definierter Zeit in nichtelterlicher Betreuung und gezielter Qualitätszeitinvestition soll daher ein optimales Ergebnis garantieren. Sowohl die eingesetzte Zeitlogik als auch das so produzierte Kind entspricht damit weitgehend den Anforderungen einer hochkomplexen und differenzierten Gesellschaft.

In letzter Zeit wird beklagt, dass die aufzuteilende Familienzeit immer stärkeren Effektivitätszwängen unterliegt, um die verschiedenen (Zeit-)Ansprüche unter einen Hut zu bekommen, und dies bedeute auch für die Kinder, dass sie wieder strengerem Zeitreglementierungen von aussen ausgesetzt seien. Meist gipfeln diese Klagen in der Forderung, auch ältere Kinder ihre Zeit wieder «kindgemäß» mit ungeplantem Spielen und Trödeln verleben zu lassen:

«Mindestens ebenso wichtig (...) ist, die Kinder mehr in Ruhe zu lassen; ihnen zeitliche und räumliche Freiräume zurückzugeben, in denen sie selbstständig auf Entdeckungsreise gehen und sich austoben können.»

Die letzte Entwicklung zur «Quality time» ist das bislang durchrationalisierte Zeitmodell.

Sicher wird man zugeben müssen, dass die letzte Entwicklung zur «Quality time» das bislang durchrationalisierte Zeitmodell ist. Aber die Vorstellung, man könne durch eine weniger offensichtlich ökonomische Zeitinvestition dem Kind an sich besser gerecht werden, ist irrig, denn sie erfasst nicht den tieferen Mechanismus elterlicher Zeitinvestition. Auch die Vorstellung von einem Kind, das sich unabhängig machen kann und soll von elterlichen Zeitvorgaben, ist getragen von der Idee, wie Kinder richtig zu sein hätten und wie sie zu besseren Menschen werden könnten. Solange zielgerichtete Vorgaben, die von pädagogischen Erwägungen getragen werden, an die Zeit von Eltern und Kindern adressiert werden, bleiben die damit verbundene Vorstellungen von «Kindgemäßheit» pure Ideologie, die den grundsätzlich rationalen, produktiven Charakter elterlicher Zeitinvestitionen, deren Aufgabe darin besteht, ein gesellschaftskompatibles Mitglied herzustellen, letztendlich nur verschleieren. Die Vorstellungen vom Kind und seinen Bedürfnissen an elterlicher Zeit sind keine ontologisch bestimmbare Grössen, sondern immer abhängig von der jeweiligen sie umgebenden Gesellschaft, in die es möglichst optimal hineingepasst werden soll.

Literatur

Philippe Aries, Die Geschichte der Kindheit, München: 1981

Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede, Frankfurt a.M.: 1987

Judith Ennew, Time for Children or Time for Adults? in: J. Qvortrup et al (Hrsg.), Childhood Matters Wien, 1994, S. 125–143

Heidi Rosenbaum, Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts, Frankfurt a.M., 1994

Axel Schlothe, Widersprüche sozialer Zeit. Zeitorganisation im Alltag zwischen Herrschaft und Freiheit, Opladen: Leske und Budrich 1996

Jürgen Schlumbohm, Kinderstuben. Wie Kinder zu Bauern, Bürgern, Aristokraten wurden, München 1983

Yvonne Schütze, Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters «Mutterliebe», Bielefeld: 1991

E.P. Thompson, Zeit, Arbeitsdisziplin und Industriekapitalismus, in: Braun, Rudolf, u.a. (Hrsg.), Gesellschaft in der industriellen Revolution, Köln: 1973